

Dietrich Urbanski

**„Wenn ich nicht zurückkehre...“**

Die dramatische Geschichte eines jungen Soldaten

**cap-books**



FAMILIENNAME Urbanski  
geb. am 17.7.26 MHH Stettin Dienstgrad, Beruf Flieger  
Letzte Dienstanschrift, Fp.-Nr. unh.  
Todesstag Sept./Okt. 1945 i.d. Waldstücken v. Nancy tot aufgefunden

Todesursache v. m. Sept. 1944 gefallen

Todesmitteilu IK 1



# „Wenn ich nicht zurückkehre...“

Die dramatische Geschichte eines jungen Soldaten



cap-books

Dietrich Urbanski

© 2008 cap-books/cap-music  
72221 Haiterbach-Beihingen  
[www.cap-music.de](http://www.cap-music.de)

Umschlag: Claudia Kirschner  
Lektorat: Nicole Schenderlein  
Satz und Druck: Schönbach-Druck GmbH

ISBN 978-3-86773-022-8

Bestell-Nr.: 52 50399

# Inhalt

---

|   |     |
|---|-----|
| Prolog . . . . .                                  | 7   |
| 1. „Auf Wiedersehen“ . . . . .                    | 9   |
| 2. Wer stößt mich da an? . . . . .                | 19  |
| 3. Zwischen Butter, Angst und Entkommen . . . . . | 28  |
| 4. Schöner Abend, böse Überraschungen . . . . .   | 33  |
| 5. Unglaubliche Bombenahnungen . . . . .          | 43  |
| 6. Das Gelübde . . . . .                          | 51  |
| 7. Angst ist ein schlechter Ratgeber . . . . .    | 61  |
| 8. Bilder aus glücklichen Tagen . . . . .         | 70  |
| 9. Kohlblätter und Pappeln . . . . .              | 75  |
| 10. Nur kein falscher Schritt . . . . .           | 85  |
| 11. Unter dem Kreuz ist Frieden . . . . .         | 90  |
| 12. Propaganda macht's möglich . . . . .          | 101 |
| 13. Hoffnung im Kloster . . . . .                 | 104 |
| 14. Zurück in Stettin . . . . .                   | 108 |
| 15. Mutter weiß mehr . . . . .                    | 117 |
| 16. Scharfer Wind . . . . .                       | 131 |
| 17. Mein Vater ist am Ende . . . . .              | 136 |
| 18. Methoden wie im Mittelalter . . . . .         | 143 |
| 19. Ein Brief von Hanna . . . . .                 | 148 |
| 20. Wer stellt hier die Weichen? . . . . .        | 158 |
| 21. Rügen im Winter . . . . .                     | 166 |
| 22. Unter den Fallschirmjägern . . . . .          | 173 |
| 23. Der Unbekannte . . . . .                      | 180 |

|  |     |
|--|-----|
| 24. Verantwortlich für neun Leben . . . . .    | 188 |
| 25. Hundertfünfzig Meter bis zum Tod . . . . . | 195 |
| 26. Und Gott schweigt im Lagerkoller . . . . . | 206 |
| 27. Flüchtige Fluchtgedanken . . . . .         | 220 |
| 28. Das Wiedersehen . . . . .                  | 233 |
| 29. Gerettet und doch verloren . . . . .       | 245 |
| 30. Ein anderer starb für mich . . . . .       | 254 |
| 31. Zerplatzte Träume . . . . .                | 257 |
| 32. Wir haben Gott nicht gesucht. . . . .      | 264 |
| <br>   |     |
| Nachwort . . . . .                             | 265 |

# Prolog

---

Dies sind meine authentischen Erlebnisse, aus der Erinnerung heraus aufgeschrieben. Alle Ereignisse haben sich so zugetragen und sind damals so passiert. Allein den Namen meiner ehemaligen Freundin habe ich geändert.

Dietrich Urbanski





# 1.

---

## „Auf Wiedersehen“

Das alltägliche Wort, soeben von mir ausgesprochen, ist mir mit einem Mal etwas Fremdes geworden. Gibt es überhaupt ein Wiedersehen?

Meine Mutter kämpft mit den Tränen. Sie küsst mich und sagt dann auch: „Auf Wiedersehen“. Welch ein Wunsch! Zum ersten Mal ahne ich, dass dieser Gruß des Abschieds aus Liebe gesprochen ein Ausdruck des Unabänderlichen ist, denn nun bestimmen andere über uns.

Ich greife meinen leeren Karton, der für das Zurücksenden der Zivilsachen vorgesehen ist, und gehe die Treppe hinunter. Die letzten Stufen habe ich hinter mir gelassen und bin noch unentschlossen, ob ich mich umdrehen und zum Balkon im zweiten Stockwerk hinaufwinden soll. Als ich das Haus verlassen habe und die wenigen Meter bis zur Hausecke gelaufen bin, drehe ich mich aber doch wie von selbst um und sehe meine Mutter auf dem Balkon stehen, wie sie mir nachschaut. Ich winke ihr zu, kehre mich gleich wieder um und haste mit dem letzten Eindruck des Abschieds und des wohlvertrauten Bildes der Keddigstraße am Sportplatz vorbei durch die Grabower Anlagen zum Wehrkreis-kommando.

Es ist der 20. März 1944. Mit dem Stellungsbefehl in der Tasche gehe ich durch meine teilweise zerstörte Heimatstadt Stettin. Manche Ruine erinnert mich an jüngste Ereignisse des Bombenkrieges, an meinen Dienst bei der Feuerlöschpolizei, der ich bis zu diesem Augenblick notdienstverpflichtet war. Viel Leid und Schrecken habe ich sehen müs-

sen. Am Horizont zeichnet sich aus der Entwicklung der Kriegslage Furchtbares ab. Noch habe ich es im Ohr: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ Mit jedem Schritt weiter auf mein befohlenes Ziel zu, verlasse ich die längst zweifelhaft gewordene Geborgenheit.

Was mag jetzt auf mich zukommen? Werde ich sterben müssen oder zum Krüppel geschossen werden wie mein Vetter? Doch eigentlich rechne ich mir eine gute Chance aus davonzukommen, denn ich habe mich ja freiwillig zur Luftwaffe gemeldet.

**N**un stehe ich unter vielen anderen Freiwilligen auf dem Kasernenhof des Wehrkreiskommandos und höre mit Genugtuung den Oberfeldwebel in der Fliegeruniform meinen Namen aufrufen. Schnell reihe ich mich in die Schar der Auserlesenen ein, die es geschafft haben, ihren Wunsch fliegen zu lernen in Erfüllung gehen zu sehen.

Ich mustere meine Kameraden. Noch stehen wir in Zivil da. Nur einer trägt Uniformstücke seiner Hitlerjugenduniform, weil ihm alles andere bei einem Bombenangriff verbrannt ist. Auch mein Anzug ist nicht besonders passend. Er ist mir zu klein und kneift unter den Armen. Erst ein Jahr vorher habe ich ihn zur Konfirmation bekommen, war aber seitdem schnell gewachsen. Er wird meinem Bruder passen, wenn ich ihn nach Hause schicke, denke ich.

„Ab jetzt seid ihr Soldaten und habt Rechte und Pflichten als solche“, verkündet der stimmgewaltige Oberfeldwebel dann unserer Schar von ungefähr 400 angetretenen Zivilisten. Unsere Gruppe mit 36 Mann wird einem Unteroffizier zugeteilt. Er führt sich bei uns ein mit den Worten: „Ihr seid Deutschlands letzte Hoffnung!“

Ich sehe meinem Kameraden neben mir ins Gesicht. Er hat die Augenbrauen etwas hochgezogen und macht ein fragendes Gesicht. Er sieht nicht sehr klug dabei aus. Hinter mir kichert einer und macht sich über den Unteroffizier mit der Bemerkung lustig: „Sieh mal an, er hat

uns auch etwas zu sagen! Es klingt so, als wären wir Kinder, die man gerade noch in der guten Stube duldet, weil sie zur Familie gehören. Wenn es brennt, dann sind wir gut genug, den Kopf hinzuhalten.“

Ich staune über diese gewagte Offenherzigkeit. Es scheint mir aus meinen bisherigen Erfahrungen nicht klug, alles auszusprechen. Ich habe mir angewöhnt, genau zuzuhören, um die Hintergründe zu erkennen und für mich meine Schlüsse daraus zu ziehen. Mein Vater handelt es so und ich mache es so, seitdem eine Frau aus unserem Kaufmannsladen verhaftet wurde, weil sie sagte: „Hitler hat den Krieg nicht gewollt“. Sie hatte versucht, den Gang des letzten Kriegsjahres 1943 für unsere Regierung positiv entschuldigend darzustellen. Diese Frau musste die Wirkung ihrer Worte erleben, sie wurde zum Staatsfeind, weil sie aus der jetzigen Lage heraus das böse Ende anzuzeigen wagte.

Auch denke ich in diesem Zusammenhang an Klaus, den Sohn meines Konfirmators Pastor Reichmuth. Er war eine Zeit lang verschwunden, weil einer seiner Klassenkameraden im Übermut ein Bild Himmels am Kartenständer hochgezogen hatte. Ich sah Klaus nie wieder, hörte aber später, dass er mit gebrochenem Arm und kahl geschorenem Kopf heimgekommen sei.

Das Gespräch meiner Kameraden gipfelt nun darin, dass unser Unteroffizier einen Spitznamen bekommt: „Kindermädchen“. Nein, auf mich macht „Deutschlands letzte Hoffnung“ keinen großen Eindruck. Ich schaue sie mir genau an und sehe sehr schwächliche Jungen, nur wenige davon älter als siebzehn Jahre alt. Man sieht uns an, dass wir in den Kriegsjahren herangewachsen sind. Wir halten keinem Vergleich stand mit den strammen Soldaten, die 1938 bei uns zum Manöver in den Schulen lagen. Sie waren um einiges älter als wir gewesen, allesamt braun gebrannte Männer.

Auf dem Flugplatz in Eger werden wir eingekleidet. Filmschauspieler O. E. Hasse ist in unserer Kompanie. Für ihn gibt es keinen Stahlhelm der benötigten Größe 60 und damit fällt für ihn der Außendienst im Gelände aus. Er rechnet sich seine Vorteile aus und nutzt sie, kurz darauf landet er in der Schreibstube.

Eines Tages fährt ein vornehmer Mercedes auf den Flugplatz. Eine feine Dame steigt aus und wünscht, den Platzkommandanten zu sprechen. Zwei Stunden später bringt einer von uns seine Uniform wieder zur Kleiderkammer – ob sie zu eng war? – und zieht sein Zivil an. Anstatt aber zu uns zurückzukehren, fährt er mit seiner tüchtigen Mama im Mercedes heim. Eine unglaubliche Rettung, der wir mit ungutem Gefühl zusehen.

Das Ereignis ist aber bald vergessen. Wir werden zum Wartungsdienst an die Flugzeuge abkommandiert. Mit Benzin müssen wir das Fahrwerk einer Ju88<sup>1</sup> auswaschen und von Lehmkrusten befreien, oder an einer Me323<sup>2</sup> Gigant Apfelsinenkisten gegen Flugmotoren tauschen, Munition gurten, eine Fw190<sup>3</sup> startklar machen, eine bruchgelandete Savoia-Marchetti<sup>4</sup> demontieren ...

Wir scheinen zu haben, was wir wollen, nur gibt es zum Brot zu wenig Butter. Auf den Kanonenöfen beginnt fortan die Brotrösterei – und das über drei Wochen lang, in denen wir einige Geschichten erfahren. Zum Beispiel diese:

Kurz bevor wir kamen, landete eine B17<sup>5</sup> auf dem Platz. Die Flieger stellten zu spät fest, dass sie nicht auf ihrem Absprunghorst<sup>6</sup> in Schott-

---

1 deutsches Bombenflugzeug

2 riesiges Transportflugzeug mit 6 Motoren, aus einem Lastensegler entwickelt

3 Focke-Wulf, Jagdflugzeuge, die als die Besten ihrer Generation galten

4 italienisches Bombenflugzeug

5 amerikanisches Bombenflugzeug

6 Bezeichnung für Flugplatz

land gelandet waren. Ihre Bordinstrumente waren von einem deutschen Jäger zerschossen worden. Mit erhobenem Haupt und erhobenen Händen ging die Besatzung in Gefangenschaft.

Auf der anderen Seite des Platzes startet heute der Bomber He177 und auch ein unbekanntes Leichtflugzeug, ein Tiefdecker. Der Pilot schiebt es mit dem Schwanz auf der Schulter zum Startplatz. Mir ist der Hersteller des kleinen Flugzeuges nicht bekannt, obwohl ich gewettet hätte, alle Flugzeugtypen zu kennen.

Mit heißen Blicken gehen unsere Herzen mit, wenn die Motoren warmlaufen, der Start freigegeben wird, denn nun sind wir offiziell dabei. Wer denkt da an das Sterben?

Begeistert schreibe ich den ersten Feldpostbrief. Mutter versteht nichts von einem DB 610 oder BMW 801A<sup>7</sup>. Ich weiß aber, dass sie für mich betet.

**E**inige Wochen später finden wir uns im Fliegerersatz-Bataillon in Landau an der Isar wieder. Hier scheint sich die Prominenz der Ritterkreuzträger gerade ein Stelldichein zu geben. Fortwährend turnen die Focke-Wulfs verspielt wie die Mücken am Himmel. Die neuen Maschinen werden von ihren Piloten eingeflogen und erprobt.

Mir schmecken derweil die bayerischen Knödel. Endlich werde ich das ständige Nagen des Hungers los. Zu unserem Leidwesen währt unser Aufenthalt aber nicht lange, wir werden zur Grundausbildung nach Toul in Frankreich verlegt.

Was die Rekruten der Infanterie in zwei Jahren lernen, wird uns nun in kürzester Zeit vermittelt. Langsam begreifen wir, dass wir weder etwas können noch wissen. Wir üben Gehen, Marschieren, Grüßen, Links-um, Rechts-um, Kehrt-marsch-marsch, Strammstehen, Gasmas-

---

7 Flugmotoren mit jeweils 2950 und 1600 PS

ken auf, Gasmasken ab, Robben, an den Horizont-marsch-marsch und in der Hitze des Gefechts „Hurra“ schreien. Letzteres scheint mir eher zur Pickelhaube von 1914 zu passen, aber nicht zur künftigen Fliegerei. Wiederholt hören wir den Satz: „Sie sollen nicht denken, Befehl ist Befehl!“

Mit dem Schießen in allen Lagen, Handgranaten werfen und Nahkampfübungen wird es ernster. Ich habe oftmals blaue Flecken. Hart geht es zu. Es gibt ärgerliche, schweißtreibende, aber auch lustige Augenblicke.

Eines Tages jagen wir beispielsweise durch das Gelände eines französischen Bauern und kriechen robbend auf dem Bauch. Zweckmäßig endet dieser Sport unter den Obstbäumen, denn die dünne Wassersuppe mit Nudeln und Möhren hat nie Fettaugen. So sind wir unserem Unteroffizier sehr dankbar für seine wohlwollende Fürsorge, wenn auch die Pflaumen nicht immer reif sind – die zuckersüßen Mirabellen aber erfreuen uns umso mehr. Ungewöhnlich aber ist danach das Schweinefleisch in Milch gekocht, aber der Hunger treibt es in den Magen und keiner beschwert sich.

Ein anderes Mal sollen wir in einer Gefechtsübung mit Platzpatronen einen Hügel stürmen. Im Laufschrift und mit Hurra ist die ganze Kompanie in Bewegung. Plötzlich rast ein MG 42 hinter uns los, mit scharfer Munition über unsere Köpfe hinweg in das befohlene Ziel. Die Luft knallt durch die Geschosse und Abschüsse und scheint fast zu kochen. Erschreckt lassen sich viele fallen.

Die Unteroffiziere schreien: „Angreifen!“ Sie ermuntern uns mit sämtlichen unschönen Titeln und Tiernamen. Tatsächlich ermannen wir uns keuchend bis ans Ziel. Mir dämmert, wir sehr ich noch Zivilist bin. Was, wenn jetzt noch echte Granateneinschläge dazu kämen?

Diese Übung war zwar zum Angewöhnen gedacht und eine echte Überraschung. Trotzdem ist unsere Ausbildung sehr mangelhaft. Wir

haben keine scharfen Handgranaten geworfen, keine Panzerfaust erprobt und ihre Wirkung kennengelernt.

Die Invasion der Alliierten hat längst begonnen, wie wir gelegentlich erfahren. Und zwar am 6. Juni 1944. Wir merken es an den häufigeren Alarmen, die durch Partisanenaktivitäten ausgelöst werden. Auch die Engländer werfen nachts mit Fallschirmen Waffen ab. Deshalb müssen wir vermehrt in der näheren Umgebung unserer Kaserne Streife gehen. Die zweite Kompanie hat dabei vermeintlich Erfolg. Als im Dunkeln ein Schatten auf Anruf nicht stehen blieb, wurde geschossen. Der leblose Partisan ist allerdings nur ein großer Hund gewesen, der über eine Gartenmauer gesprungen war. Bedrückend erleben wir schließlich den Rückstrom flüchtender Soldaten der einst im Blitzkrieg siegenden Wehrmacht. Sie sind ohne jegliche Ordnung, ich kann keinen geschlossenen Truppenteil sehen, alles hat sich aufgelöst. Es deprimiert und erinnert an die Fotos von der zerschlagenen Polenarmee.

Kleine Gruppen aus verschiedenen Waffengattungen quälen sich müde und zu Fuß an unserem Wachhäuschen vorbei. Ab und zu findet sich dazwischen auch ein Auto aus privatem Besitz der Franzosen. Es wurde laut der Fachsprache der Landser<sup>8</sup> „organisiert“. Die Wagen sind allesamt überbesetzt und fahren Richtung Toul.

Über unsere Wache am Kasernentor erfahren wir von folgendem Ereignis: Landser stoppten einen Fiat Topolino, um mitgenommen zu werden. Den Wagen steuerte ein Zahlmeister und neben ihm saß seine französische Freundin. Das passte den Landsern gar nicht. Als der Zahlmeister und seine Freundin in die Mündungen der Gewehre sahen, stiegen sie sofort aus. Gepäck und Pelze landeten mit ihnen auf der Straße. Sicher hatten sie sich den Weg „Heim ins Reich“ anders vorgestellt.

---

8 Bezeichnung für den einfachen Soldaten

**H**eute muss ich oben auf dem Berg Sankt Michael<sup>9</sup> bei einer alten Festungsanlage Wache halten. In einer Kasematte liegt die Muniti-  
on unseres Bataillons.

Heute Nacht ist es sehr finster, aber eine Menge Glühwürmchen erfreuen mich. Ich bin alleine und habe vier Stunden Zeit zum Nachdenken. Leise dringen Geräusche von der Straße an mein Ohr. Angestrengt lausche ich, ob sich nicht doch Partisanen hier verlocken lassen, Beute zu machen. Der Waffenbulle, ein alter Feldwebel, bei dem ich Putzer bin, hat mir eine Pistole 08 ausgehändigt. Sie gibt mir hier oben das Gefühl von mehr Sicherheit, denn der schmale Weg ist fast zugewachsen und kaum überschaubar. Ich bin froh, dass ich die Pistole habe. Sie ist automatisch nachladend und macht einen nicht so unbeweglich wie der Karabiner.

Die Zeit will nicht vergehen. Ich beginne, mit dem Schlaf zu kämpfen, als ich endlich Schritte und mehrmals das heutige Losungswort „Zeppelin“ höre. Ich antworte mit dem Passwort „Halle“. Meine Ablösung kann ich nicht erkennen, obwohl Herbert so dicht vor mir steht, dass ich seinen Atem nach dem anstrengenden Aufstieg hören kann.

„Gibt es etwas Neues?“, frage ich Herbert.

„Hast du schon gehört, dass in der Zweiten ein Unteroffizier erschossen wurde?“

„Nein, davon weiß ich nichts.“

„Wir können uns sehr glücklich schätzen, dass unser Oberhofer einer der zahmsten Ausbilder ist“, beginnt Herbert zu erzählen. „Er hat uns ja noch nie mit Gemeinheiten geschunden. In der anderen Kompanie gibt es aber einige scharfe Hunde. Jedenfalls kamen einige vom Wachdienst, als in dem betreffenden Zug Zielübungen angesetzt waren. Du weißt ja, wie das geht. Da legte also der Kamerad seinen Karabiner

---

9 Mont Saint Michel in Tul



auf den Sandsack, der auf dem Dreibock liegt. Dann kam das „Zielen“, „Druckpunkt nehmen“ und „Schuss“! Da der Kapo<sup>10</sup> sich aber genau vor dem Schützen aufgebaut und das Kommando gegeben hatte, fiel tatsächlich ein Schuss und der Kapo war sofort tot. Was meinst du, was da los war!“

Die Gruppe bezeugte später bei den Untersuchungen, dass der Unteroffizier ihren Kameraden immer zum Zielpunkt seiner Schikanen gemacht hatte. Er wurde nicht verurteilt, aber postum der Kapo, der sich selber den Todesschuss befohlen hatte, zu drei Jahren Strafkompagnie. Er hatte nämlich nicht nur seinen Untergebenen schikaniert, sondern auch die vorgeschriebene Überprüfung der Waffen derer unterlassen, die von der Wache kamen.

Nach diesem kurzen Plausch bleibt Herbert links vom Eingang zur Kasematte zwischen zwei hohen Sträuchern zurück, während ich mich mit dieser Neuigkeit beschwert den Weg zurücktaste. Dem Wachhabenden melde ich keine besonderen Vorkommnisse. Wie aber mag die Benachrichtigung für die Angehörigen des Toten ausfallen? denke ich. Vielleicht heißt es darin: Er fiel für den Führer und das Vaterland...

**D**er Krieg beginnt für mich schließlich in der Krankenstube. Ich kämpfe mit hohem Fieber und Halsschmerzen, während die Kompanie eine Auffangstellung in St. Christoph, nahe Nancy, bezieht. Als das ganze Bataillon fort ist, auch unser Sanitäter, muss ein Mitpatient, Oberfähnrich Kains, zusammen mit mir nach St. Christoph aufbrechen. Denn mühelos könnten nun Partisanen den Kasernenbereich besetzen.

Der Oberfähnrich belädt einen zweirädrigen Karren mit seinem riesigen Rucksack und der Ausrüstung. Die Extrauniform und die Stiefel

---

10 Unteroffizier

legt er oben auf. Zur kurzen Inspektion halten wir im Wachhaus an. Ein Flieger-MG-15 und Handgranaten sind von der Wache vergessen worden. Wir nehmen alles mit auf die Karre und der Oberfähnrich wirft eine Handgranate in das Wachhäuschen, um es unbrauchbar zu machen.

Ein stechender Schmerz in der rechten Wade zeigt mir an, dass ich ungerecht behandelt werde, denn die Handgranate hat nicht nur das Häuschen getroffen. Weil meine Waffe, Karabiner und die anderen Handgranaten nebst Gepäck auf dem Karren liegen, darf ich das schwere Ding auch noch durch Toul schieben.

An der Moselbrücke sind der Oberfähnrich und der schwere Karren am Ziel. Die Brücke ist von einer Kompanie besetzt worden, die Aufgangstellung liegt aber hinter der Mosel und wird von unserem Bataillon gebildet.

Erschöpft greife ich meine Ausrüstung von dem Karren und frage mich zu meiner ersten Kompanie durch. Meine Wunde an der Wade blutet sehr. Der Granatensplitter bewegt sich beim Gehen und schmerzt. Die Unterhose klebt durch das Blut am Bein. Ich ahne noch nicht, dass dieser Splitter mich noch etliche Monate begleiten wird.